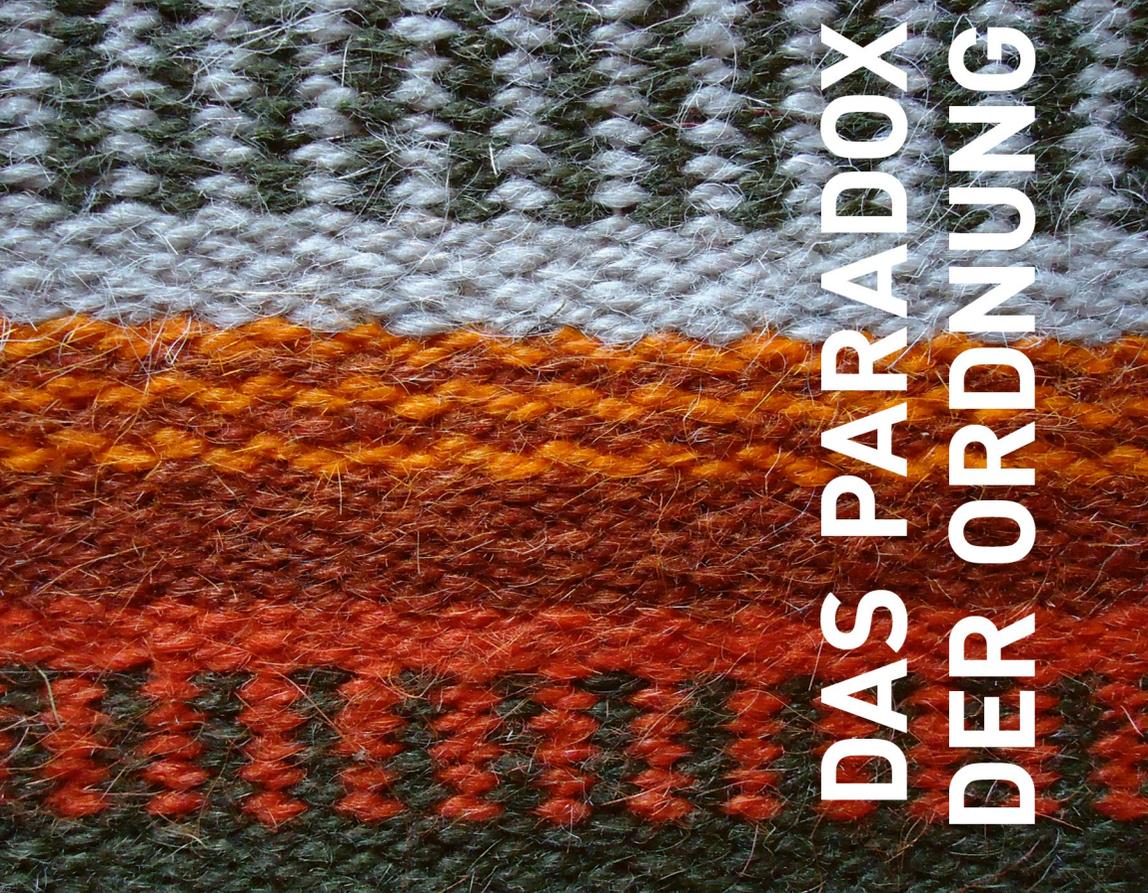


Überlegungen zu einem politischen Kampfbegriff

MARTIN MOSIMANN



DAS PARADOX DER ORDNUNG

SCHWABE VERLAG





Martin Mosimann

Das Paradox der Ordnung

Überlegungen zu einem politischen Kampfbegriff



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel, Schweiz
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschliesslich seiner Teile darf ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt,
zugänglich gemacht oder verbreitet werden.
Abbildung Umschlag: Vreni Mosimann, Restenteppich aus eigener Produktion
Korrektorat: Anna Ertel, Göttingen
Umschlaggestaltung: icona basel gmbh, Basel
Layout: icona basel gmbh, Basel
Satz: 3w+p, Rimpär
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN Printausgabe 978-3-7965-4299-2
ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4300-5
DOI 10.24894/978-3-7965-4300-5
Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche. Zudem sind
Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch
www.schwabe.ch

*Darum heißt es:
Wer sich zur Bejahung bekennt und nichts von der Verneinung weiß,
wer sich zur Ordnung bekennt und nichts von Verwirrung weiß,
der hat noch nicht die Gesetze des Himmels und der Erde
und die Verhältnisse der Welt durchschaut.*

Dschuang Dsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland

*As a philosopher, from time to time
one must attempt to address big questions.*

Lars Svendsen, A Philosophy of Boredom

*Hold tingan i vater
og hjertet ditt kaldt
Det må være orden
og måte på alt*

Kari Bremnes, Det må være orden

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage; / Weh dir, daß du ein Enkel bist!

J. W. Goethe, Faust I

Inhalt

1 «Ordnung» als Problem – Bestandsaufnahme	9
2 Ordnung «an sich» – zwei Formen von Ordnung	27
3 Ordnungen gegeneinander	47
4 Ordnung und Individuum	61
5 Sehnsucht nach Ordnung als Angst vor Freiheit, Macht	69
6 Zuschreibungen	75
7 Grenzen von <i>materiellen</i> Ordnungen	87
8 <i>Materielle</i> Ordnungen und Zeit	97
9 Ordnungen schaffen nicht nur Ordnung, sondern auch Nicht-Ordnung	109
10 Perfekionierte Ordnungen	121
11 Ordnung und «Künstliche Intelligenz» (Exkurs)	149
12 Verschiedene Typen von <i>materiellen</i> Ordnungen	163
13 Ordnungen können nicht einfach gefunden werden, sondern müssen gestaltet und verantwortet werden	175

14 <i>Materielle</i> Ordnungen müssen neue <i>materielle</i> Ordnungen zulassen	191
Anmerkungen	211
Literatur	275

1 «Ordnung» als Problem – Bestandsaufnahme

Wie kann jemand auf die seltsame Idee kommen, «Ordnung» an sich bzw. den Ordnungsbegriff zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen? Gerade «Ordnung» scheint doch wie nichts sonst aus sich heraus zu leben, sich aus sich selbst heraus zu rechtfertigen, sich einem ersten Bewegter gleich selbst zu konstituieren und selbstevident zu sein. «Ordnung» scheint als «Ordnung» sofort erkannt zu werden, wenn sie sich einstellt, wie ja auch umgekehrt Unordnung scheinbar unmittelbar als solche erkennbar ist. Selbst der liebe Gott mag sich unterdessen die Frage gefallen lassen müssen, ob seine Handlungen tatsächlich immer gut seien, oder seine Existenz mag gar ganz in Zweifel gezogen werden – «Ordnung» indessen scheint ganz gewiss zu bestehen, ja bestehen zu *müssen*, mag einem die vorgefundene Welt auch noch so unordentlich erscheinen. (Man könnte ja, wie es scheint, einen solchen Eindruck gar nicht entwickeln, wenn man nicht in der Vorstellung von «Ordnung» einen Massstab mindestens erahnen würde, gegen den gehalten eben etwas als unordentlich erscheinen kann.) Dass es grundsätzlich «Ordnung» gebe – und klar und offenbar sei, worin sie bestehe (nämlich eben darin, dass sie, gewissermassen *an sich*, ordnet) –, scheint die allersicherste Sache der Welt zu sein, und ebenso gewiss muss erscheinen, dass «Ordnung», eben weil sie «Ordnung» ist und «ordnet», berechtigt bzw. gut ist. Und so scheint es dann tatsächlich ganz abwegig zu sein, «Ordnung» selbst zu problematisieren – zu fragen, wodurch oder wie sich «Ordnungen» überhaupt als «Ordnungen» konstituieren, oder gar die Frage aufzuwerfen, ob «Ordnung» *als Ordnung* tatsächlich in jedem Falle wirklich «gut» und «schön» sei. Und ganz undenkbar erscheint endlich die Vorstellung, dass «Ordnung» gar am Ende sogar selbst irgendwie unordentlich erscheinen oder unordentlich werden oder selbst Unordnung schaffen könnte.

Ein Blick auf die Verwendung des Begriffs «Ordnung» im Alltag zeigt, dass solche Fragen überhaupt nicht am Platz zu sein scheinen.

Kaum hat jemand – etwa in einer politischen Diskussion – für sich in Anspruch genommen, er oder seine Partei stünden für «Ordnung» ein, scheint alle weitere Diskussion überflüssig. Wenn sich jemand dafür ausspricht, «Ordnung» oder (besonders wirkungsvoll) «wieder Ordnung» zu schaffen, scheint auf der Stelle klar zu sein, was seine Ziele sind: Er will (wie er dann aber eigentlich bloss tautologisch zu sagen weiss) «Ordnung» schaffen – weitere Fragen scheinen sich nicht zu stellen (erst recht auch die nicht, *wann genau* jene Ordnung, die man nun angeblich «wieder» herstellen will, geherrscht habe und was die «Ordnung», die er verspricht, ganz genau ordnet). Nach einer *Qualität* der Ordnung zu fragen, die er im Auge hat, erscheint dann ganz abwegig, ja absurd, weil doch Ordnung eben einfach Ordnung zu sein scheint ... und *alles* ordnet, wenn sie doch Ordnung sein will, und natürlich alles selbstverständlich gut ordnet.

Wenn zum Beispiel ein Politiker laustark geltend macht, wenn er gewählt werde, würden auf der Stelle «Ruhe und Ordnung» oder (im angelsächsischen Sprachbereich) «law and order» einkehren, ist er der Unterstützung oder Billigung seines Vorgehens schnell gewiss oder wird von vielen Menschen bereitwillig gewählt bzw. diese sind davon überzeugt, dass er auf dem rechten Weg sei (und es mit seinen Zielen ernst meine), weil «Ordnung» doch in sich etwas Grosses, Würdiges und Schönes zu sein scheint.¹ Und umgekehrt scheint, wer ihm entgegentritt, auf der Stelle als jemand, der «Ordnung» nicht liebt, als «Volksfeind» bezeichnet werden zu müssen oder als jemand, der gar (angeblich) auf der Seite des Chaos steht.² Der Politiker selbst mag, etwa mit seinem unbeugsamen oder gar autoritären Auftreten, mit seiner Hartherzigkeit, mit seiner hageren, Scrooge-haften Erscheinung, mit seinem mit dem Lineal gezogenen Scheitel, mit seiner Selbstgerechtigkeit, mit seinem narzisstischen Gehabe, endlich allenfalls mit seiner schlecht verhehlten oder dann offen gezeigten erniedrigenden Haltung gegenüber Frauen oder Homosexuellen oder gar Armen einen seltsamen Eindruck machen oder einen in wachsendem Masse irritieren – mit seinem Versprechen, «Ordnung» zu schaffen, etwa indem er es endlich wage «durchzugreifen», gewinnt er gegen alle Zweifel, die man sonst ihm gegenüber haben mag, dennoch breite Zustimmung.

Es mag dann seltsam oder gar erschreckend wirken, dass sich in seinen Versprechungen schnell Ordnung mit Härte paart – als ob es gewiss sei, dass «Ordnung» an sich streng und ausschliessend sein müsse –; so gross mag die

Sehnsucht nach Ordnung oder die Sehnsucht nach einem strengen Oberherrn, der «Ordnung» garantiert, aber sein, dass sich auch in Hinsicht darauf alle Bedenken verlieren, weil seine eilige Versicherung, dass eine solche Härte eben im Moment gefordert sei, überzeugend wirkt. Auch das wird schnell hingenommen: Etwas so Grosses wie «Ordnung» scheint notwendigerweise Opfer zu fordern.

Das Versprechen, «Ordnung» zu schaffen, bedient natürlich zunächst die gewiss nachvollziehbare Sehnsucht von Menschen nach Verlässlichkeit der Welt, in der sie leben (worin diese dann auch immer bestünde). In dieser Sehnsucht nimmt der Wunsch, in der Welt gewissermassen «verortet» zu sein (statt ein bedeutungsloses Sandkörnchen darzustellen), Gestalt an, der Wunsch, in der Welt eine Position innerhalb eines Ganzen einzunehmen und damit mit seinem Leben irgendwie «gemeint» zu sein. Eine solche Sehnsucht scheint erfüllt, wenn man sich die Welt, so unerklärbar sie einem im Einzelnen auch entgentreten mag, als im Hintergrund doch ordnungshaft gestaltet vorstellt.³ Aber natürlich folgt aus der Tatsache, dass es die beschriebene Sehnsucht gibt, nicht, dass es das auch gibt, was diese Sehnsucht erfüllen würde. Der Wunsch selbst, in einer Form von «Ordnung» Orientierung und Verortung zu finden, ist gewiss verständlich. Daraus leitet sich aber nichts ab; weder dass eine solche Ordnung existiert noch dass sie, wenn sie existierte, den Charakter hätte, den man sich erwünschte, noch, dass es überhaupt Ordnungen geben könnte, die allumfassend sein könnten, die also *alles* ordnen könnten.

Eine ähnliche Not zeigt sich im Zusammenhang damit, dass viele Menschen in modernen Gesellschaften Angst davor haben, sich irgendwie nicht «richtig» bzw. dann (wie sie in der Zweiwertigkeit, welche eine solche Angst schafft, meinen) eben «falsch» zu entscheiden oder zu verhalten (und dann gar den Zorn eines übermächtigen Gottes oder Schicksals auf sich zu ziehen oder sich vor einem irgendwie, irgendwo bestehenden festen Massstab im Hintergrund der Welt zu verfehlen). Auch in Bezug auf eine solche Angst zeigt sich das Gleiche: Auf der einen Seite findet sich in ihr die Vorstellung, dass es die *eine* richtige Entscheidung gebe (ähnlich wie sie Primarschüler und -schülerinnen haben mögen, wenn sie im Diktat nicht mehr sicher wissen, ob man etwas mit «ie» schreibt oder nicht – wenn man sich auf das Diktat richtig vorbereitet hätte, wüsste man es), auf der anderen Seite sucht sie nach einem Zugang zu jenen festen Antworten, die sie voraussetzt, als ob

es selbst die sicherste Sache der Welt wäre, dass es eine solche geben könnte.⁴ So mag dann der, der angeblich Ordnung schafft und so eine scheinbar ewig richtige Richtigkeit konstituiert oder behauptet, er wisse, wie eine solche ewige Richtigkeit aussehen könnte, Entlastung von eigenem Entscheidungsdruck bieten. Seine «Ordnung» scheint solche Zweifel und Fragen ganz beiseitezuschaffen: Der, der sich ihr unterstellte oder beugte, scheint nun nie mehr anderes als das Richtige wählen oder tun zu können.

Und am Ende leitet, wer verspricht, «Ordnung» zu schaffen, die Rechtfertigung für sein Vorgehen daraus ab, dass er nichts Geringeres als das «Chaos» überwinden wolle; und allein dieser Hinweis reicht dann dazu aus, dass alles Zweifeln zu einem Ende kommt: Die Vorstellung, dass das «Chaos» «ausbrechen» und dann herrschen könnte, ist so erschreckend, dass allein das Versprechen, ihm entgegenzutreten, per Umkehrschluss Verfechtern von «Ordnung» alle Berechtigung zu ihrem Handeln erteilt – und umgekehrt scheinen Menschen, die sich einem solchen Handeln entgegenstellen, dann ja wirklich Verfechter von Unordnung zu sein. Jenseits der so errichteten Zweiteilung der Welt scheint es nichts zu geben.⁵

Dass es möglich ist, «Ordnung» mit Härte und Zwang gleichzusetzen, müsste, nebenbei gesagt, eigentlich erstaunen. Ein Blick in die vorgefundene Welt könnte doch zeigen, dass es hier Formen von Ordnungen gibt, die gewissermassen aus sich heraus wirken, ohne Zwang auszuüben. In einer gewissen religiösen oder bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Umgebung mag die Annahme, dass der Mensch von sich aus unfähig oder bequem sei und *deswegen* erst durch Zucht und Pflicht zu «Ordnung» gebracht werden könne, verbreitet sein⁶ – in Ordnungen, welche etwa im Wechsel der Jahreszeiten oder Tageszeiten oder in der Natur als Ganzem oder in von Menschen schön angelegten Gärten in Erscheinung treten oder dann in schön geformten Artefakten: in Bauwerken, in Möbeln und in Geräten und am Ende in künstlerischen Leistungen, in denen Schöpferkraft oder Begabung zu Formen einer freien Schönheit finden, steht gewiss nicht Zwang im Vordergrund, oder sie überwinden die Mühe, die hinter ihnen steht, in der Schönheit, die sie nun schaffen.⁷

Wenn man nun etwas Lebenserfahrung oder Geschichtskennntnis hat, wird man Personen oder Ideologien gegenüber, die versprechen, «Ordnung» zu schaffen, freilich paradoxerweise eher Bedenken entgegenbringen, wenn nicht gar vor ihnen Angst haben und darüber staunen, dass es möglich ist,

nach einem Muster vorzugehen, das eigentlich mehr als plump ist. Aus der Geschichte könnte man wissen, dass das Versprechen, «Ordnung» zu schaffen, im Allgemeinen schnell oder mittelfristig immer wieder in sein Gegenteil gemündet hat. Der Weg, der dabei eingeschlagen wird, könnte bekannt sein. Zuerst mag es notwendig erscheinen, Kritiker, welche die Ordnung stören, daran zu hindern, sich bemerkbar zu machen, sie «auszuschalten», eine wie immer geartete «reine» Linie zu verfolgen; in diesem Zusammenhang mögen sich die Gefängnisse füllen. Dann mag der, der Ordnung zu schaffen verspricht, «Ordnung» dadurch herzustellen scheinen, dass er immer weitere Bereiche des Lebens «vereinheitlicht» und (wie das in der nationalsozialistischen Diktatur geheissen hat) «gleichschaltet» – das alles scheint nötig, um eine Vorstellung von Ordnung oder die Reinheit einer Ideologie oder religiösen Vorstellung zu fordern. Vielfalt dagegen, wie man sie vorfindet, mag schnell als störend, «zersetzend» oder dann als chaotisch erscheinen. Dann mag der Machthaber alle wichtigen Stellen mit Personen, denen er «vertrauen» kann, und dann mit Günstlingen oder ganz unbedeutenden Personen, von denen keine Widerrede zu erwarten ist, besetzen: In der Folge beginnen er selbst und seine Günstlinge zu profitieren, mit Steuererleichterungen, immer offener skandalösen Begünstigungen, und er wird für sie und sich selbst riesige Paläste bauen – und am Ende führt eine solche Ordnung via Vernichtung aller nun offen «Feinde» genannten Gegner in die furchtbarsten Verbrechen. Man könnte das aus Erfahrung wissen: Ausgerechnet jene, die das Wort «Ordnung» im Munde führen, sind eben zu einem solchen Verhalten fähig; und was dann vom Versprechen, «Ordnung» zu schaffen, übrig bleibt, sind im besten Fall Durcheinander und Misswirtschaft, im schlimmsten Fall Zerstörung, Elend, Massenmord und Krieg.

Dass das Versprechen, «Ordnung» zu schaffen, so ein Ergebnis haben kann, müsste einen verwundern. Ordnung sollte ja gerade *nicht* einfach das Leben zu ersticken suchen und dann in sein Gegenteil – in Verbrechen und Chaos – führen. Der Widerspruch, der in so einem Ergebnis steckt, wird dann schnell so wegerklärt, dass man *ex post* geltend macht, Verbrecher hätten sich des Begriffs «Ordnung» nur bedient, wenn ihr Tun in Verbrechen geführt hat (dass es dann am Ende so kommen würde, habe man anfangs angeblich nicht erkennen können).⁸

Mit anderen Worten: Die Vorstellung der «Ordnung» selbst bleibt im Rahmen der Erklärung solcher Entwicklungen an sich gut und immer unbe-

fleckt – es scheinen Verbrecher gewesen zu sein, die sich dieser Vorstellung bloss auf verbrecherische Weise bedient haben. Man könnte freilich die Fragestellung auch umkehren:⁹ Man könnte sich die Frage stellen, ob es gar nicht Verbrecher seien, die eine an sich lautere Vorstellung missbraucht hätten, sondern ob möglicherweise etwas, was in der Vorstellung der «Ordnung» selbst angelegt ist, zu den beschriebenen Entwicklungen geführt habe. Es könnten Eigenschaften von «Ordnungen» sein oder gar ein grundsätzliches Missverständnis in Bezug darauf, was eine «Ordnung» ist oder leisten kann, welche nun «Ordnungen» selbst (und das Versprechen, solche durchzusetzen) fragwürdig werden lassen; und das würde auch bedeuten, dass man, wie dies leider immer wieder passiert, nicht bis zum (bitteren) Ende warten müsste, wenn man entscheiden wollte, ob ein Versprechen, «Ordnung» zu schaffen, verbrecherisch ist oder nicht. Man müsste dem Begriff der «Ordnung» selbst auf den Grund gehen (wie das diese Studie versucht). Dann könnte man stattdessen schon misstrauisch werden, wenn jemand den Begriff der «Ordnung» ins Spiel bringt bzw. sein Vorgehen damit rechtfertigt, dass er «Ordnung» schaffen wolle. Schon dieser Anspruch selbst könnte mit anderen Worten verdächtig sein.¹⁰

Das Erlebnis, dass Ordnungsversprechen am Ende in Chaos, Krieg und schwerste Verletzungen von Menschenrechten geführt haben, hat bekanntlich dazu geführt, dass man Sekundärtugenden wie etwa das «Pflichtgefühl» in Frage gestellt hat. Das ist, wie man weiss, unter anderem im Zusammenhang mit dem Versuch der Fall gewesen zu verstehen, wie es zu den Verbrechen des Nationalsozialismus hat kommen können. Die Nachkriegszeit hat solche Tugenden oft in Bausch und Bogen verworfen; aus der Erkenntnis heraus, dass es gerade Personen gewesen sind, die sich eines unbestechlichen Pflichtgefühls gerühmt haben, welche die grössten Verbrechen begangen haben. Solche Überlegungen – so bedenkenswert sie an sich erscheinen müssen – sind aber ungenau und bringen so nicht zur Sprache, was wirklich auf dem Spiel steht, und führen am Ende erneut dazu, dass es wieder nicht der Begriff der «Ordnung» selbst ist, der problematisiert wird.

Eine chinesische philosophische Anekdote (von Dschuang Dsi), eingeleitet durch die (scheinbar absurde) Frage *Braucht ein Räuber auch Moral?*¹¹ könnte deutlich machen, worum es dabei geht.

Ohne Zögern macht der chinesische Philosoph geltend, dass auch ein Räuber Moral habe:

Aber selbstverständlich! Ohne Moral kommt er nicht aus. Intuitiv erkennt er, wo etwas verborgen ist: das ist seine Größe; er muß zuerst hinein: das ist sein Mut; er muß zuletzt heraus: das ist sein Pflichtgefühl; er muß wissen, ob es geht oder nicht: das ist seine Weisheit; er muß gleichmäßig verteilen: das ist seine Güte. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß ein Mann, der es auch nur an einer dieser fünf Tugenden fehlen läßt, ein großer Räuber wird.

Wenn man diese Anekdote zu Ende denkt, kommt man zu folgendem Ergebnis: Man muss zunächst zwischen *zwei ganz verschiedenen Bereichen* von Moral (als einem Beispiel von Ordnung) unterscheiden. Auf der einen Seite steht die *Moral* bzw. das Korpus der Vorschriften einer bestimmten Moral (hier die Moral der Räuber) und auf der anderen Seite der *Anspruch einer Moral, befolgt zu werden*. Wenn man diese Unterscheidung beachtet, kommt man zum Ergebnis, dass moralisch zu handeln zwei ganz verschiedene Aspekte beinhaltet. Erstens mag man meinen, moralisch zu handeln, indem man den Vorschriften einer bestimmten Moral folgt; zweitens stellt sich aber die Frage, ob die bestimmte Moral, der man so folgt, selbst den Ansprüchen, irgendwie an sich «gut» zu sein, genügt. Es ist also einerseits möglich, sich korrekt zu verhalten, indem man eine Moral befolgt (im Beispiel Dschuang Dsis zeichnet man sich zum einen als richtiger Räuber aus, wenn man die «Räubermoral» auf korrekte Weise befolgt) – wenn aber die Moral selbst, als «Räubermoral», verbrecherische Ziele hat, mündet ein solches korrektes Verhalten andererseits eben doch in Verbrechen, weil das Verbrecherische der Moral gewissermassen durchschlägt.

Diese Situation ist mit einem bekannten logischen Problem (das ebenfalls für manche Menschen schwer nachvollziehbar ist) verwandt. Das Resultat korrekten logischen Schliessens steht und fällt mit der Wahrheit der Prämissen, auf die sich dieses bezieht: Es ist möglich, zwar auf logisch korrekte Weise Schlüsse zu ziehen, wenn deren Prämissen aber sachlich nicht berechtigt sind, führen die Schlüsse, so korrekt sie logisch gesehen auch sein mögen, doch nicht zu wahren Ergebnissen. Es kommt also nicht nur darauf an, richtig zu schliessen, sondern auch darauf, richtige Prämissen aufzustellen, wenn man richtige Ergebnisse erzielen will.¹²

Fragwürdig ist also nicht das «Pflichtgefühl» als solches – Pflichtgefühl kann so oder so ausschlagen, je nach dem Charakter der Moral, auf die es sich bezieht. Aus der Tatsache allein, dass man eine «Pflicht» tut, kann man aber nicht herleiten, dass man Gutes tue – der Ausübung von «Pflichtgefühl» muss eine *Bewertung* der Moral vorausgehen, auf die es sich bezieht (so wie logisch korrektes Schliessen nur zu richtigen Ergebnissen führt, wenn dessen Prämissen richtig sind). Es reicht also nicht, seine «Pflicht» zu tun (also sich ganz in eine Ordnung zu fügen), sondern man muss auch untersuchen, was für einen Charakter das hat, was man pflichtbewusst tut; und *an dieser Fähigkeit* hat es ja all jenen Menschen, die zum Beispiel in der nationalsozialistischen Zeit zu Verbrechern geworden sind, gefehlt.

So gesehen kann sich bei rechter Betrachtung niemand darauf herausreden, dass er, als Soldat, als Funktionär oder als Mitglied einer Behörde, immer das von ihm Verlangte korrekt vollzogen habe¹³ – ein solches Verhalten *allein* kann nicht *Gutes* schaffen: Gut wird es erst, wenn es auch auf *Gutes* bezogen ist. Wie das Beispiel der chinesischen Anekdote zeigt, kann sich korrektes Verhalten auch auf eine «Räubermoral» beziehen. Und wenn das nun der Fall ist, erwächst aus der korrekt ausgeübten Sekundärtugend gewissermassen eine korrekte «Räubermoral» – die Rechnung ergibt, dass die *Perfektheit* der Befolgung der Räubermoral zur Folge hat, dass sich die «Räubermoral», also eine verbrecherische Ethik, gewissermassen *perfekt verbrecherisch* durchsetzen kann.

Zurückübersetzt auf die hier im Zentrum stehende Problematik bedeutet das: Gegenstand der Überlegungen muss der Begriff der «Ordnung» selbst sein. Es soll nicht mehr genügen, dass man dieses *Zauberwort*¹⁴ ausspricht und damit alle Diskussion zu Ende bringen kann, sondern gerade umgekehrt soll hier die Diskussion einsetzen. Gegenstand der Überlegung muss die Ordnung oder die Ordnungsvorstellung selbst sein; es müssen ihre *Qualität* und *Wirkungsweise* sein, die untersucht werden sollen.

Zwei weitere Bedenken drängen sich – nebenbei – auf. Zunächst muss man sich die Frage stellen, wie *wünschenswert* es überhaupt wäre, wenn sich (unter der Annahme, dass das wirklich möglich wäre) eine Ordnung ganz etablierte. Und da kommt man zu einem überraschenden Ergebnis. Der Mensch kann paradoxerweise gar nicht vernünftigerweise wünschen, dass sich eine Ordnung fest etablierte: Es breitete sich damit zunächst gähnende Langeweile aus (weswegen sich ja in der bekannten Operette *Orpheus in der*

Unterwelt von Jacques Offenbach die Götter in die Unterwelt begeben, um endlich einmal etwas zu «erleben»). Eine zu Ende etablierte Ordnung hätte keinen Gehalt mehr, und es gäbe in ihr nichts mehr zu tun, als sich an der Ordnung zu erfreuen (und den ganzen Tag, mit wachsendem Missmut, «Halleluja» zu singen, wie dies in der Geschichte *Der Münchner im Himmel* von Ludwig Thoma der Fall ist,¹⁵ und selbst die *Divina Commedia* wird umso langweiliger, je mehr man sich dem Paradies nähert). Dass sich das so verhält, hat nichts mit der Undankbarkeit der Menschen zu tun, wie dies eine moralisierende Deutung schnell behauptet, sondern damit, dass so das Leben des je neu in die Welt tretenden Menschen bedeutungslos würde – sein Dasein müsste sich darin erschöpfen, sich in eine Form von schöner Ordnung *einzuflügen*; das, was in ihm Gestalt annehmen könnte, und damit er selbst, hätte keine Bedeutung mehr, und es bliebe ihm nur, sich von der Umarmung durch die zu Ende etablierte Richtigkeit leiten und am Ende erdrücken zu lassen. (Dieses Gefühl des Unbehagens lösen ja auch die bekannten Utopien, mit der in ihnen Gestalt annehmenden Mischung aus Schönheit und Unausweichlichkeit einer solchen Schönheit, aus ...¹⁶) «Ordnung» schafft also auch hier einen ganz paradoxen Effekt: Entgegen der Glückseligkeit, die sie zu bereiten verspricht, mag sie am Ende Menschen daran hindern, ihre Bestimmung zu erfüllen, und sie so unglücklich machen ...

Und am Ende findet man in Bezug auf «Ordnung» noch insofern wieder ein ganz paradoxes Verhalten, als Menschen dort, wo sie ihr Leben selbst gestalten können, davor zurückschrecken, gewissermassen letzte Hand an die Errichtung von «Ordnung» zu legen, indem sie ihre Häuser nie zu Ende renovieren, ihre grossen Werke nicht abschliessen etc. oder dann, wenn etwas vollbracht ist, in depressive Verstimmung fallen; als ob es gar nicht die «Ordnung» selbst gewesen sei, die ihnen allen Beteuerungen zum Trotz Lebenssinn und Ausrichtung gegeben habe, sondern ein darauf gerichtetes Tätigsein, und als ob erreichte «Ordnungen» in einer gewissen Weise das Leben zum Erliegen brächten.

In allen Konstituierungen von Unordnung einerseits und in allen Versprechen, «Ordnung zu schaffen», andererseits wird ohne weitere Überlegung und ohne weiteren Beweis vorausgesetzt, dass es so etwas gebe wie jene «Ordnung», die man angeblich schaffen will. Wer nach Ordnung ruft, nach jemandem, der (verbunden mit einer guten Portion Aggression) «auf-

räumt»; wer (wie in Leserbriefen in schweizerischen Zeitungen) irgendwelchen Behörden vorwirft, nicht «rechtzeitig» oder «hart» «durchzugreifen», oder dauernd geltend macht, es gebe im Übrigen nur noch eine «Kuschelschule» und eine «Kuscheljustiz» usw. usf., unterstellt unausgesprochen, dass es jene Einrichtung der Welt, deren Fehlen nun beklagt wird, überhaupt gebe bzw. dass sie, wenn es sie gibt, erreichbar sei. Das braucht aber nicht der Fall zu sein: Es gibt auch Dinge, die man umschreiben und sich ersehnen kann, die es aber dennoch nicht gibt (wie etwa die grösste natürliche Zahl). Es ist gewiss leicht, allerlei Fehlformen der Welt, in der man lebt, aufzuzählen – aber die entscheidende Frage ist natürlich, ob man einen Zustand schaffen oder erreichen könnte, in dem diese *nicht mehr* Gestalt annehmen würden. Aus der Tatsache, dass man Unordnungen nennen kann, folgt nicht per Umkehrschluss, dass es die *eine ewig richtige* Ordnung gebe: Aus Unordnungen geht höchstens hervor, dass man gewisse Vorstellungen von Ordnungen entwickeln kann (oder etwa im Sinn von gewissen Vorstellungen von Ordnung erzogen worden ist), die nun verletzt werden. (Es mag ältere Menschen in Mitteleuropa zum Beispiel stören, dass viele Leute heutzutage auf der Strasse essen – aber die Vorstellung, dass ein solcher Massstab gewissermassen *an sich* gelte, es sich bei ihm also nicht einfach um eine einmal eingerichtete Konvention handelt, ist gewiss nicht am Platz.) Und dazu kommt, dass man erkennen kann, dass gewisse Formen, nach dem Rechten zu sehen bzw. «Ordnungen» zu schaffen, recht betrachtet direkt in ihr Gegenteil führen. Man kann zum Beispiel sicherere Autos bauen – wie ein genauerer Blick aber zeigt, sind solche Autos möglicherweise zwar für die Insassen sicherer (wenn diese nicht von einer solchen Sicherheit verführt waghalsiger zu fahren beginnen), für die anderen Verkehrsteilnehmer werden solche Autos aber zu einer erhöhten Gefahr, weil zum Beispiel Kollisionen mit ihnen schwerer wiegende Folgen haben.

Ein Blick auf einen banalen Feuermelder müsste einem vor Augen führen, wo die Problematik mit «Ordnungen» liegen kann. Man kann einen Feuermelder bekanntlich «weich» oder «hart» einstellen: Wenn er «weich» eingestellt ist, schlägt er sehr schnell an. Das bringt es mit sich, dass er auch harmlose Feuer erkennt (zum Beispiel angezündete Zigaretten), aber eben damit auch schnell Fehlalarme auslöst; ist seine Einstellung dagegen «hart», kann man Fehlalarme vermeiden, läuft aber auf der anderen Seite Gefahr, einen kleineren Brand zu übersehen. Einen Mittelweg gibt es nicht: Würde

man den Feuermelder gewissermassen auf einen mittleren Bereich hin kalibrieren, bestünde die Möglichkeit, dass er zu überhaupt nichts mehr nütze wäre, weil er weder auf kleine Brände reagieren noch Fehlalarme ausschliessen würde. Was wäre die richtige Einstellung? Wie das Beispiel zeigt, gibt es in Bezug auf ihn keine absolute «Ordnung», sondern der Einstellung des Feuermelders liegen *Massstäbe* zugrunde – und diese können so oder so ausgestaltet sein.¹⁷ Genauer noch: Es *kann* für das, wozu er befähigt ist (und natürlich für unzählige andere ähnliche Problematiken¹⁸) keine *eine, einzige, absolute* Ordnung, sondern nur Einstellungen und damit *Entscheidungen* mit den daraus resultierenden Massstäben geben.

Es ist in diesem Zusammenhang bedeutungsvoll, dass sich moderne Ethiken in zwei Hinsichten von herkömmlichen (etwa religiösen oder auf definierte Tugenden bezogenen) Ethiken unterscheiden. Erstens schaffen sie im Unterschied zu solchen nicht mittels fester Gebote inhaltlicher Art abgeschlossene Systeme von «Ordnung», sondern bieten *Verfahren*, auf deren Basis man alle auch in der Zukunft sich stellenden ethischen Fragen bedenken kann.¹⁹ Und das hat dann natürlicherweise zur Folge, dass es auf der Basis einer solchen Einrichtung zweitens immer wieder *die einzelnen Menschen* (oder die betroffenen einzelnen Menschen zusammen) sind, die aufgefordert sind, ethische Antworten auf sich immer neu stellende ethische Fragen zu suchen. Solche Ethiken stellen also nicht einfach (als feste Ordnung der Dinge) dar, was gewissermassen absolut *geboten* und *verboten* ist, sondern bestimmen die Regeln eines Prüfverfahrens, anhand dessen ethische Handlungen auf ihre Berechtigung hin überprüft werden können – nur so eine «Organisation» der Ethik kann die beschriebene Offenheit garantieren. Modernen Ethiken ist also eigen, dass sie festen Ordnungen bzw. abgeschlossenen Massstäben nicht nur entgegentreten, sondern sie ablösen.²⁰

Eine ethische Ordnung, wie sie zum Beispiel die Zehn Gebote aufstellen, ist fester inhaltlicher Natur und schafft mit ihren Setzungen einen abgeschlossenen ethischen Raum, in dem erstens festgestellt ist, was grundsätzlich gilt, und in dem zweitens der einzelne Mensch nur als gehorchender Nachvollziehender erscheint (oder allenfalls interpretierend nachvollziehen kann, was wohl gemeint ist²¹): Aus den Zehn Geboten geht hervor, was unter allen Umständen entweder positiv geboten²² oder via ausschliessende Verbote absolut gelten soll. Zum Beispiel soll die Einrichtung der Ehe absolut gelten

(insofern als es verboten ist, die Frau seines Nächsten zu begehren).²³ Die kantische Ethik (als Beispiel einer modernen Ethik) errichtet dagegen keine abgeschlossene ethische «Ordnung», bleibt damit so, wie sie gestaltet ist, erstens für alle zukünftigen Entwicklungen offen und fordert zweitens den Einzelnen gleichzeitig dazu auf, sich immer neuen ethischen Herausforderungen zu stellen. Sie konstituiert nicht eine feste Ordnung (in der gewissermassen abschliessend erklärt würde, was ethisch richtig ist), sondern ein *Verfahren*, das formal zeigt, wie der je Einzelne (vernünftigerweise) prüfen kann, ob die Maxime, die er für sich aufstellen mag, ethisch ist oder nicht; und da sich ja immer neue Einzelne immer neu auf selbst gewählte Maximen ausrichten mögen, sind immer neue ethische Fragestellungen (und Antworten) möglich.²⁴ Sie behauptet damit nicht, irgendwie Zugang zu einer festen Ordnung der Dinge zu erschliessen, sondern stellt nur fest, wie urteilende Menschen herausfinden könnten, was grundsätzlich der Fall sein müsste, *wenn* etwas in einem minimalen Sinn in ethischer Hinsicht Ordnung sein *wollte*; und dabei zeigt sie darüber hinaus nicht, was positiv der Fall sein müsste, sondern was die Ansprüche an eine ethisch gerechtfertigte Handlungsweise *nicht* erfüllen würde: Die Überprüfung einer Maxime am kategorischen Imperativ zum Beispiel kann ja nur zeigen, was, gegeben, dass kein Mensch als Mittel für die Zwecke anderer verwendet werden darf,²⁵ nicht erlaubt sein kann. Anders gesagt: Moderne Ethiken sagen nicht, was losgelöst von Menschen im Rahmen einer Ordnung der Fall ist, sondern wie der je einzelne Mensch bestimmen kann, was er vermeiden muss (was etwas anderes ist). Der kategorische Imperativ erhebt also höchstens im negativen Sinn Einblick in «Ordnung»²⁶ – aus der unausgesprochenen Einsicht heraus, dass erstens Ordnungen positiv zu formulieren wegen der berechtigten Forderung nach Offenheit (gegenüber einer nicht zu Ende erfassbaren Welt) unmöglich ist und es zweitens auf den einzelnen Menschen nicht ankäme, wenn eine ethische Ordnung für sich bestünde.

Im Grossen wiederholt sich diese Problematik etwa mit der Befreiung der Menschheit (jedenfalls in modernen Staaten Europas sowie Nordamerikas) aus den (politischen und gesellschaftlichen) Ordnungen des Ancien Régime bzw. aus «herkömmlichen» Traditionen. Natürlich haben die Menschen die nun geschaffene Freiheit gerne entgegengenommen, sich aber nicht immer Rechenschaft darüber gegeben, dass sie mit dem Erwerb der neuen Freiheiten auch feste Ordnungen von sich gewiesen haben. Auch wenn sich

moderne Gesellschaften immer wieder stolz darauf berufen, «frei» zu sein, scheint diese Einsicht indessen oft nicht ganz angekommen zu sein; wenn nicht sogar die moderne Einrichtung der Dinge Menschen ganz offen verstört oder sich dann doch die Sehnsucht nach einer positiven, also alles fest umschreibenden Ordnung Bahn bricht. Anders kann man immer wieder auftauchende Forderungen, beispielsweise dass «der Staat» (wenn etwas nicht so verläuft, wie man es gerne hätte) endlich Ordnung schaffen solle, bzw. die verbreiteten Klagen über Individualismus und über Auswüchse des Individualismus nicht erklären.²⁷ Die Einrichtung der Gesellschaft in modernen Staaten erscheint, obwohl es sich dabei um eine bewusst gewollte Einrichtung handelt, plötzlich selbst als Quelle von Unordnung; in vielen Äußerungen spricht sich ja auch in der politischen Diskussion in modernen Staaten nur allzu schnell wieder der Wunsch nach festen Werten und Einrichtungen aus – der Wunsch also, dass sich irgendwie eben doch eine «Ordnung» etablieren müsste, um die festgestellten Auswüchse zu korrigieren – und Menschen aus doktrinären oder religiösen vormodernen Gesellschaften betrachten die offenen Gesellschaften, in die sie einwandern, am Ende gar nicht anders als «schwach» oder «dekadent».²⁸ Die Gesellschaft in modernen Staaten ist also geprägt von einer Unterströmung, die eben doch eine klare «Ordnung» wünscht. Und politische Parteien, selbst dem Namen nach freiheitliche, und andere Gruppierungen, die von der versteckten Sehnsucht nach Orientierung profitieren wollen, bedienen sich einer solchen Sehnsucht der Kleinbürger dadurch, dass sie in jeweils angepasster Form in gewissen Bereichen richtige «Ordnungen» bzw. die Rückkehr zu richtigen «Ordnungen» versprechen, obwohl es ja solche nicht mehr geben kann, wenn die Menschen wirklich frei sein sollen.²⁹

Eine moderne (freiheitliche) Ordnung richtet sich ja eben gerade nicht nach irgendwelchen festgesetzten (positiv gegebenen) Massstäben (einer hierarchischen Gesellschaft) aus, sondern erschöpft sich in der Aufstellung der minimalen Regel, dass allen Menschen – bei sonst freier Gestaltung ihres Lebens – die gleichen Rechte gegeneinander zustehen. Selbstverständlich handelt es sich auch bei einer solchen Organisation um eine Form von Ordnung; freilich um eine Ordnung, die sich am Ende darin erschöpft, die Freiheitsrechte zu garantieren, nicht den einzelnen Menschen vorzuschreiben, was sie tun sollen und dürfen. Sie ordnet gewissermassen nur noch die Spielregeln eines Spiels, nicht das Spiel selbst.³⁰ Auch eine solche Ordnung zeich-

net sich damit – gleich wie die Regeln moderner Ethiken – durch zwei Gesichtspunkte aus: Erstens enthält sie sich positiver fester Aussagen und bleibt so für Entwicklungen offen; zweitens setzt sie den einzelnen Menschen als Vollziehenden (seines Lebens) ein. Auch so gibt sie sich als Ordnung zu erkennen, weil ein solcher Lebensvollzug immer garantieren muss, dass der andere sein Leben auch frei vollziehen kann. So tritt sie freilich als offene Ordnung auf, die nicht ordnet, was der Fall sein muss, sondern als Ordnung, die beschreibt, welche Grenzen das Handeln des Einzelnen allenfalls haben muss.

Und wäre es solcher Einsichten nicht schon genug, müsste man in diesem Zusammenhang endlich auch noch darauf hinweisen, dass nicht einmal mehr die moderne empirische (Natur-)Wissenschaft versprechen kann, «Ordnungen» zu schaffen oder zu ergründen. Wohl zum Ende der 60er Jahre, also zu einem Zeitpunkt, da wiederum eine ganze Reihe von traditionellen Ordnungen (wie sie etwa im Anspruch von Kirchen oder von Autoritätspersonen wie Behördenmitgliedern oder Lehrern, ohne jede weitere Rechtfertigung, aus sich heraus zu urteilen und zu amten, Gestalt annahmen) an Wirkung verloren, begannen etwa Politiker, auf sogenannte «Experten», also wissenschaftliche Fachleute, zu setzen. Auf diese Weise waren es dann unter anderem die Naturwissenschaften, welche zu angeblich exakten und *an sich* richtigen Urteilen zu gelangen versprachen – und also wieder eine neue Form von unbefragbaren Ordnungen zu schaffen sich anschickten. Freilich ist ein solcher Anspruch grundsätzlich vermessen, weil er einer Fehldeutung dessen, was die empirischen Wissenschaften leisten können, aufsitzt. Man darf sich dabei weder von den Lehrbüchern der Naturwissenschaft, in denen sich diese als nicht bezweifelbar präsentieren, noch von Naturwissenschaftlern selbst, die zu wenig durchdacht haben, was sie eigentlich tun, verwirren lassen: Empirische Wissenschaft mag zwar «exakt» vorgehen, kann dies ja aber immer nur in Bezug auf Befunde tun, die sie selbst *nicht auf exakte* Weise, sondern auf empirische Weise gewinnt – man kann ja nicht in die vorgefundene Welt blicken und in ihr dann irgendwie direkt das «Richtige» sehen. Ihr Vorgehen dann, wenn sie Befunde *hat*, mag logischen oder mathematischen Regeln exakt folgen; die Befunde aber selbst, die sie so verarbeitet, muss sie *irgendwie* gewinnen. Mindestens auf dem Niveau der Mittelschulmathematik mag es möglich sein, dann, wenn man ein Resultat gewonnen hat, gleichzeitig auch zu wissen, dass es richtig sein muss; und wer ein Wort

etwa eines Kreuzworträtsels gefunden hat, weiss, dass es richtig sein muss, weil es in die anderen Wörter hineinpasst. Im Bereich der Naturwissenschaften ist das aber natürlich nicht der Fall. Die Naturwissenschaft schliesst nicht nach und nach gewissermassen einen platonischen Plan der Welt auf (und wüsste dann immer, dass sie gewissermassen wieder einen Bereich richtig erfasst hätte), sondern sieht sich einer vorgefundenen Welt gegenüber, der sie höchstens erstens mittels irgendwie gewonnener Hypothesen und zweitens mit Methoden, wie sie mit solchen Hypothesen umgehen kann – erst das ist der «exakte» Teil –, in Ansätzen Erkenntnisse abringen kann, ohne doch je zu wissen, ob das, was sie so gewonnen hat, ewig richtig ist.³¹ Mit Karl Popper (und gleichzeitig etwas vereinfachend) muss man sagen: Bewährt sich eine Hypothese an der vorgefundenen Welt *nicht*, so kann gewiss sein, dass sie nicht brauchbar ist.³² Bewährt sie sich dagegen, so kann sie doch *nur auf Zusehen hin* gelten, weil man ja nie sicher sein kann, ob man mit ihr alle Aspekte der vorgefundenen Welt berücksichtigt hat; und eine bessere Hypothese kann sie im nächsten Augenblick über den Haufen werfen.³³ Und dazu kommt, dass auch ein solches Einfangen der vorgefundenen Welt, wenn man Thomas Kuhn folgt, seinerseits von Paradigmen, also Grundmassstäben geprägt ist, die einer bestimmten Zeit einleuchten, aber nicht selbst begründet werden können.³⁴ Dabei mag die Naturwissenschaft, wie man weiss, zu bemerkenswerten Resultaten kommen – sie kann aber (und hierauf kommt es in diesem Zusammenhang an) nie mehr behaupten, als dass jetzt funktioniert, was sie behauptet; nicht, dass sie über Einsicht in das Ganze verfügen würde. Mit einem solchen Nichtwissen kann dann aber auch Naturwissenschaft keine «Ordnung» begründen – auch sie stellt gewissermassen nicht etwas dar, was über unbefragbare Gültigkeit oder ewige Geltung verfügte, sondern muss sich mit der Angabe begnügen, wie man versuchen kann, auf Zusehen hin Richtiges zu gewinnen.³⁵ Dass Naturwissenschaften nur auf Zusehen hin gewisses Wissen produzieren – und auch auf mannigfache Weise irren – können, spricht selbstverständlich nicht gegen die Naturwissenschaften: Diese *können* gar nicht anders vorgehen, als sie vorgehen. Es ist auch hier umgekehrt erschreckend – bzw. ein Zeichen dafür, dass die Menschen von der Vorstellung einer allumfassenden «Ordnung» nicht ablassen wollen –, dass ihnen ein solcher Vorwurf gemacht wird.³⁶ Auch Naturwissenschaften können Ordnungen nicht begründen; auch sie können höchstens zeigen,

wie man vorgehen müsste, wenn man *nicht in die Irre* gehen wollte, was gewiss weniger ist, als man von einer Ordnung fordern mag.

Die Leerstelle, die so eine freiheitlich oder naturwissenschaftlich organisierte Welt öffnet, wird unterdessen (abgesehen von Versuchen von Macht, sich als «Ordnung» zu etablieren) bekanntlich durch jenen Trivialdarwinismus gefüllt, den die «Wirtschaft» als «Ordnung» zu etablieren versucht: Die Welt sei (wie die «Natur» zeige) so geordnet, dass sich in ihr der Stärkere gegenüber dem Schwächeren durchsetze. Bei einer solchen Einrichtung der Welt (abgesehen davon, dass das eine absurde Vereinfachung darstellt) würde es sich aber natürlich nicht um das handeln, was man «Ordnung» nennen könnte. Sie würde zwar *de facto* gelten, sie wäre aber immer nur ganz zufällig – schon allein ein zufälliger Vulkanausbruch oder Meteoreinschlag würde sie aushebeln.³⁷ Und man könnte sie ja auch mittels jener geeigneten Massnahmen (Irreführung von Kunden, Vernebelung, Eingriffe via Macht, Kartellbildungen und andere Verzerrungen des Marktes), die staatliches Handeln zu beschränken oder gar zu verbieten versuchen, zu beeinflussen versuchen – sie würde nicht *an sich* bestehen. Vor allem aber könnte ja nie ein Zustand, der so erreicht würde, als gewollt oder geordnet dargestellt werden, weil es ja im Rahmen des Darwinismus keinen Massstab geben könnte, nach dem man beurteilen könnte, ob etwas so sei, wie es sein müsste, weil aus ihm ja auch die Vorstellung eines gezielt vorgehenden Schöpfers entfernt worden ist – es wäre (es ist gesagt worden) einfach so, wie es ist. Die Aussage *Der Markt hat immer recht*, wie sie von Vertretern der «Wirtschaft» gerne gemacht wird, ist sinnlos in dem Sinn, als sie leer ist. Das heisst auch: Selbstverständlich begründet der Markt keine «Ordnung» in jenem Sinn, den man mit diesem Begriff verbindet. Man würde in diesem Fall auf zynische Weise einfach das als «Ordnung» bezeichnen wollen, was immer zufälligerweise *de facto* der Fall ist; mit dem Ergebnis, dass jede Spannung, die zwischen einem Befund einerseits und der Frage, ob dieser Befund gewissermassen zu Recht bestehe, entstehen könnte und müsste, aufgelöst würde und alles einfach sein müsste, wie es ist. «Ordnung» wäre dann einfach, was immer man vorfindet; und so könnte noch einmal auf andere Weise der Begriff der «Ordnung» nicht problematisiert werden, weil es (angeblich) gar nichts anderes gäbe als Ordnung; nichts, was man sich stattdessen wünschen könnte, einerseits, keinen Massstab, an dem man die vorgefundene «Ordnung» messen und bewerten könnte, auf der anderen Seite.³⁸

Aus all diesen Überlegungen geht hervor, dass der Begriff der «Ordnung» doch nicht so unproblematisch ist, wie er sich gibt. Angesichts der entscheidenden Rolle, die Ordnungen aller Art bei der Einrichtung der Dinge für sich beanspruchen, ja angesichts der Tatsache, dass «Ordnungen» immer den Anspruch erheben, das letzte Wort zu behalten und gar nicht in Frage gestellt werden zu dürfen, kann man ermessen, wie *wichtig* es gerade umgekehrt ist, solche Fragen zu stellen. Kein Priester etwa kann (weiter) behaupten, es sei ihm schon allein *als Priester*, gewissermassen definitionsgemäss, unmöglich, Verbrechen zu begehen, weil er ein Priester sei und schon allein deswegen eine Anklage gegen ihn nicht nur durch und durch verwerflich, sondern gewissermassen aus logischen Gründen verfehlt sei – als Priester stehe er jenseits solcher Verdächtigung.³⁹ In gleicher Weise müssen sich nun aber auch «Ordnungen» daraufhin überprüfen lassen, was es mit ihrem Anspruch, unbezweifelbar zu sein und gewissermassen das Rechte zu setzen, auf sich hat, und worauf sich Menschen, die sich Ordnungen unterstellen, einfach weil sie Ordnungen zu sein scheinen, einlassen.

Solche Fragen sind Gegenstand der folgenden Untersuchung.

In einem *ersten* Schritt arbeitet die Untersuchung heraus, dass es in Tat und Wahrheit nicht *eine* (grundsätzliche) Form von «Ordnung» gibt, sondern *zwei* Formen; zwei Formen *notabene*, die in ihren Ausgestaltungen und Ansprüchen je auf mannigfache Weise einander immer wieder in die Quere kommen (Kapitel 2–4).

In einem *zweiten* Schritt wird sie darstellen, was die eine der beiden Formen von Ordnungen – *inhaltliche* Ordnungen – grundsätzlich auszeichnet bzw. wie solche, recht besehen, «funktionieren» (Kapitel 5–7).

In einem *dritten* Schritt zeigt sie, in welcher Weise sich *inhaltliche* Ordnungen verändern können; mit dem Ergebnis, dass sie fragwürdig werden und sich am Ende gewissermassen selbst aufheben (Kapitel 8–11).

Und in einem *vierten* Schritt untersucht sie, wie in geordneten Umständen Neues entstehen und der je Einzelne ins Spiel kommen mag (Kapitel 12–14).

Dieses Vorgehen bringt in die Diskussion um «Ordnung» gewissermassen etwas Ordnung – das Resultat kann aber selbst keine *erschöpfende* Ordnung bilden, weil auch diese Problematik gegen oben offen ist. Es ist also möglich, dass viele Dinge immer noch unbeachtet bleiben ...

2 Ordnung «an sich» – zwei Formen von Ordnung

Jedermann meint zu wissen, was Ordnung ist. Geht es dann aber darum, näher zu bestimmen, wodurch sich Ordnung auszeichnet, wird alles gleich viel schwieriger. Leere oder tautologische Beschreibungen, wie man sie im Zusammenhang mit grossen Begriffen gerne verwendet (etwa: Ordnung muss sein; ohne Ordnung würde das Chaos drohen; Ordnung ist, was die Dinge ordnet), sind wenig hilfreich. Verfehlt wäre es aber auch, das *Wesen* der Ordnung bestimmen zu wollen – mit einem solchen Abgleiten in Essentialismus würde man nicht nur Ludwig Wittgensteins Warnung vor solchen Erklärungen in den Wind schlagen,⁴⁰ sondern vor allem auch unausgesprochen eine nicht vertretbare Vorentscheidung treffen: Man würde damit tatsächlich schon unterstellen, dass gewissermassen *eine* Ordnung der Dinge bestehe (die man finden und dann bestimmen könne, indem man das *Wesen* von Ordnung beschreibe) und es damit *Ordnung an sich* gebe. Aber ob das der Fall ist, soll ja gerade zur Diskussion gestellt werden (ebendiese Frage wird im Folgenden im Zentrum der Überlegungen stehen). Man würde damit also jene Öffnung der Untersuchung, welche hier angestrebt wird, gleich wieder hintertreiben. Stattdessen sollen in der Folge im wittgensteinschen Sinn *Familienähnlichkeiten* von Ordnungen herausgearbeitet bzw. Beschreibungen von Ordnung gegeben werden. So soll zunächst einmal (ohne Beanspruchung von Vollständigkeit) phänomenologisch bestimmt werden, wie aussieht, was uns als Ordnung erscheint.

Zunächst einmal scheint – im Rahmen von Aussagen, die einen ontologischen oder theologischen Charakter zeigen – die Vorstellung der Ordnung vorauszusetzen, dass Ordnung dem Menschen irgendwie vorausgehe; sei es, dass sie von einem Gott oder einem Weltgeist geschaffen worden sei (wie man dann den Erschaffer der Ordnung auch nenne) oder einfach irgendwie schon an sich bestehe, wenn der Mensch in die Welt komme. Sie scheint so der vorgefundenen Welt, als (schön geordneter) Kosmos oder etwa als Sys-